

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Wunderbare Rettung. Eine wahre Geschichte

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Wunderbare Rettung.

Eine wahre Geschichte.

Es war eine recht schwere Zeit für die Stadt Basel, das Jahr 1815. Die Schrecken des Krieges rückten näher und näher. Eine unzählbare Menge fremder Truppen aus aller Herren Ländern zog über die Rheinbrücke nach Frankreich, um den übermütigen, großen Kaiser Napoleon I. in seinem eigenen Lande anzugreifen. Hatte doch dieser jahrelang dasselbe mit den deutschen Ländern gethan. Von den Wällen der Festung Hüningen — drei Viertelstunden von Basel entfernt — donnerten

bezogen, und einer von ihnen lud die Knaben ein, ins Wachlokal einzutreten, bis der Regenschauer vorüber sei. Nun wird der Leser denken: das ist noch lange nichts Merkwürdiges, geschweige denn Wunderbares, und kommt unter andern Umständen öfter vor. Ja wohl, merke aber: unter andern, sehr andern Umständen. Denn kaum sind die Knaben unter Dach, so hören sie in nächster Nähe einen furchtbaren, alles erschütternden Krach, und als sie hinausblicken, so sehen sie die Bank, vor der sie soeben gespielt hatten, nicht mehr, sondern statt ihrer Hunderte von grünen Holzspaltern, die auf dem tief aufgewühlten Boden herumliegen. Was war

das? Der Festungskommandant von Hüningen hatte Ernst gemacht und Wort gehalten. Es war die erste Bombe, welche er aus seinem Nest hinweggeschickt hatte, Samstag den 28. Juni. Die Knaben wurden bleich, aber auch die Soldaten auf den Wachposten — nicht sowohl die Angst bewirkte dies, als der Gedanke: Was wäre geworden, wenn der „unglückliche“ Regen die Knaben nicht verschreckt hätte? Der Leser errät dies zwar gewiß, aber eins weiß er nicht, nämlich, daß er diese Geschichte, wenn sie traurig ausgefallen, das heißt, wenn der Regen nicht gekommen wäre, nicht von dem Schreiber dieser Zeilen hören würde, denn dieser wäre gar nicht auf der Welt. Der Leser meint nun wohl, ich, der Erzähler, sei selber einer jener Knaben gewesen. Nein, aber der mir's erzählt hat, geht mich sehr nahe an und ist der einzige von jener fröhlichen Spielgesellschaft, der noch am Leben war, als sich folgendes Nachspiel zutrug, das

Während also in Basel die Lage der Dinge eine sehr ernste war und alle Erwachsenen mit Beforgnis erfüllt, war die liebe Jugend nach wie vor unbesorgt und gab sich ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Belustigungen hin. So war's auch an einem Samstag vor-mittag nach eben beendeter Schule. Es war noch eine Stunde bis zur Essenszeit, und warum sollte man diese unbenutzt verstreichen lassen? Das Spiel hat auch sein Recht. So dachten oder so thaten wenigstens eine Anzahl von Knaben, die da einmütiglich beschloffen, mit „Schussern“ — in Basel heißt man diese gefärbten, thönernen Kugeln „Glucker“ — zu spielen. Es geschah dies vor dem Zeughause zu Basel, auf dem Sankt Petersplatz. Man kam überein, das Spiel gerade vor einer der grünen Bänke vorzunehmen, die an jenem Orte unter den Bäumen als Ruheplätze für allerlei Volk angebracht sind. Zum Unglück — so meinten wenigstens die Knaben — kam gleich nach den ersten Würfeln ein ziemlich heftiger Regen, der die Spielenden nötigte, irgendwo unter Dach und Fach zu treten, wenn sie nicht bis aufs Hemd naß werden wollten. In der Nähe waren einige Schweizerjoldaten, die hatten die Wache am Zeughause — es waren ja Kriegszeiten! —



Kam mit zum Thor herein ein alter Soldat, graubärtig, verwittert im Gesicht und augenscheinlich müde des Reges.

noch merkwürdiger ist als das eben Erzählte. Beides hat auf ihn einen großen Eindruck gemacht, nicht bloß einen vorübergehenden, sondern einen nachhaltigen, von dem er mir mehr als einmal, und jedesmal mit bewegtem, dankerfülltem Herzen gesprochen hat, — kurz, es ist mein Vater gewesen. Eines Abends also saß ich bei ihm vor seinem Hause, herwärts des Thores. Es ist ein warmer Sommertag, eine Menge Lustwandelder strömt hinaus. Wir beide sprechen über dieses und jenes, vielleicht, ich weiß es nicht mehr genau, von früheren Zeiten, in welchen mein Vater vortrefflich Bescheid wußte, und da wir also mit-

einander pfaudern, so kommt zum Thor herein ein alter Soldat, graubärtig, verwittert im Gesicht und augenscheinlich müde, des Weges. Ein Bündel hängt am Stock über seiner Schulter, wahrscheinlich seine ganze Habe. Wie er die Bank sieht, so denkt er, und nicht mit Unrecht: „Das sind gewiß gefällige Leute, und werden mir wohl ein Bläschen neben ihnen gönnen, ich weiß ja von alten Zeiten her, wie man in Basel ist.“ Ja, aber woher weiß ich denn, daß der Mann schon früher einmal in Basel gewesen ist? Lieber Leser, das wußt' ich schon nach den ersten paar Worten. Dem Mann war's sichtlich wohl, als er über Basel sprechen konnte und sich überzeugen durfte, daß er ein gutes Basler Kind vor sich habe, das auch schon etwas gesehen und erlebt hatte, zwar nicht so viel als er, denn er war ein Siebenziger, und es trieb ihn nach mehr als vierzigjähriger Abwesenheit (zuletzt bei den Holländern in Batavia) wieder nach der Heimat und nach endlicher Ruhe, denn er ist des Soldatenhandwerks müde geworden.

„Damals waret Ihr auch noch nicht alt,“ wendete er sich zu meinem Vater, „als ich in Basel stand, anno 1815, wo die Oesterreicher und Bayern vor Hünningen lagen.“

„Alt nicht,“ meinte der Angeredete, „aber wenn's auch schon lange her ist, die Zeit ist mir noch in lebhafter Erinnerung.“

„Mir auch. Seht, Herr, da ist mir etwas passiert, mein Lebtag muß ich daran denken. Es hätte schlimmer gehen können, wenn's ein Tag gewesen wäre, so hell und schön wie der heutige; zum Glück hatte es geregnet.“

Mein Vater wird aufmerksam und sieht sich den Mann etwas genauer an. Der fährt fort: „Da war ich eines Tages auf der Wache beim Zeughaus, 's war ein Samstag, und das junge Volk kam aus der Schule —“

Mein Vater schaut den Mann mit merkwürdigen Augen an, und diese Augen werden immer merkwürdiger, das heißt feuchter, als er nun aus dem Munde des alten Soldaten den ihm so wohlbekannten, ihn so nahe angehenden Vorfall hört, den ich eben erzählt habe, und als jener am Schlusse seiner Erzählung hinzusetzt: „Ich möchte doch wissen, ob noch einer oder der andere jener Knaben, die ich hineinrief, am Leben ist!“

„Da kann ich Euch auf die Spur helfen, guter Freund,“ sagt mein Vater mit etwas unsicherer Stimme (nicht zwar, daß er seiner Sache unsicher gewesen wäre, bewahre, sondern er wurde nicht ganz Meister über ein Gefühl, das sich zunächst in den Augen und in der Stimme äußert), „Ihr braucht nicht lange zu fragen: derjenige und der einzige, der noch am Leben ist, sitzt neben Euch, — ich selber bin's!“

Jetzt wurde es auch dem altersgrauen und wetterharten Kriegsmann ein wenig weich ums Herz; er hatte aus seinem bewegten Lager- und Kriegsleben genug Gefühl gerettet, daß er weich werden konnte; seine Augen zwinkerten gleichfalls merkwürdig, und ich mein', es war dies ebenso natürlich, als daß jetzt mein Vater ihn einlud, ins Haus zu treten — obwohl es nicht regnete wie damals —, um einen Trunk und andere Stärkung mit auf die Reise zu nehmen, was denn auch der Mann dankbarlich annahm. Als er sich verabschiedete — er zog nach der Ostschweiz zu einer verheirateten Schwester, um dort seine Tage zu beschließen —, sagte er: „Es sind heuer fünf und vierzig Jahre, da ich mit meiner Compagnie aus Basel marschierte, und es ist mir in dieser langen Zeit allerlei begegnet, Liebes und Unliebes, wie es eben kommt, aber so etwas Merk-

würdiges und Angenehmes, wie heute mit Euch, nicht. Zweimal sind wir jetzt zusammengekommen — weiß, ob das Sprichwort vom »dritten Mal« sich nicht auch noch an uns erfüllt? Und nun nochmals Dank und lebet wohl, Herr!“

Das „dritte Mal“ ist leider ausgeblieben.

Eingeseift.

Wer gut schneert, der gut fährt, sagt ein bekanntes deutsches Sprichwort. Man kann's aber auch machen, wie der Rutscher Hasenfritz zu Dingsmünster im schnee-armen Winter anno 91, als er seinen Schritten mit Seife schmerte, um über die Steine der Rheinstraße hinwegzukommen.

Wer gut seift, der gut schleift! sagte er, und der Hinfende stand dabei und lachte mit; denn es war ein nettes Bild.

Daß aber durch gutes Seifen, und namentlich was man so gemeinhin „Einseifen“ nennt, manches glatt wird, was vorher bedenklich rauh und baverig war, das soll dem vergnügten Leser der Valbierer Fidele von Klingen zeigen, ob schon er beileibe nicht etwa als allgemeines Muster und zur löblichen Nachahmung hingestellt werden soll, sondern nur des Spasses halber im diesjährigen Kalender mitmachen darf.

Klingen ist ein kleinwüziges, lustiges Grenzstädtchen, wie es deren manche im lustigen badischen Ländle giebt, und darin übt, so gut oder schlecht es gehen mag, der Fidele die ehrsame Kunst der Valbiererei. Meistens geht es schlecht, weil er lange nicht der einzige ist, denn in Klingen nagelt jeder, denn bei den jetzigen schlechten Zeiten sonst eine Bude zugemacht wird, die gelbe Schlüssel an den Fensterladen und lauert den Bauern auf, die Sonntags vom Wald herunterkommen, um verschiedenes für den Wochenbedarf aus der Schweiz herüberzuschmuggeln. Und hat er einem halben Duzend oder einem ganzen die Stoppeln vom braungelben Leder heruntergeschabt, so ist er zufrieden und zieht auf den Sonnenbuck zur feiertäglichen Regelpartie.

Bei einer solchen Konkurrenz konnte also sein Handwerk keinen goldenen Boden haben, sondern er mußte froh sein, wenn es einer von Nickel war, und zu allem krabbelten die Schulden anfangs an ihm, wie die Maitäfer an der Linde vor seinem Hause, wenn ihr Jahr da ist. Und wenn man's recht besah, bestand eben sein Handwerk augenblicklich der Hauptsache nach nur darin, seinen Gläubigern recht um den Bart zu gehen und im Notfall, wie schon gesagt, sie fein säuberlich einzusäßen, um eine Zeit lang Ruhe vor ihnen zu haben.

Augenblicklich aber war der gefährlichste und dringlichste unter ihnen der Lochbauer von Oberach, von dem er die zwei letzten Jahre das Winterfäulein gehabt und noch feins von beiden bezahlt, sondern mit allen Ränken und Klünsten und Lügen jedes Jahr von Niemand auf Johann, von Johann auf Micheli, von Micheli auf Martini, und von Martini wieder auf Lichtmeß vertröstet hatte.

Heuer aber an Lichtmeß saß der Fidele in seiner Bude und war nicht sehr fidel, und obwohl draußen ein kalter Nordwind blies und das Bürgerholz im Ofen noch nicht ordentlich brannte, war es ihm doch recht schwül. Denn pünktlich um halb neun, das wußte er, würde der Lochbauer erscheinen, sich krachend in den Ledersstuhl am Fenster werfen, erst den Bart sich abnehmen lassen, den Nickel bezahlen und dann, ach Gott, nach seinem Gelde fragen. Den Fidele nach seinem Gelde fragen, als ob der's wüßte! Zu Hause

hängen freilich noch ein paar verputzte Würste, eine Speckseite und ein Schäufele. Aber das Geld dafür und fürs andere, schon Geessene?!

Bis jetzt hatte er immer wieder unter irgend einem Vorwande den zähen Bauern glücklich aus der Stube gebracht, und so sich für ein Vierteljahrlein salviert. Aber heuer? Was sagen und was vornehmen?

Es wollte ihm nichts einfallen. Drum er hatte auch einen so belegten Kopf, denn am Sonntag, vor- gestern, war der Brandner Philipp nach Amerika fort und hatte seinen Kameraden zu echt deutschem, brüderlichem Abschied einen soliden Kausch bezahlt.

Wie er nun aber so recht kummervoll in der Stube auf und ab ging und einmal übers andere sich durch die krauten Haare fuhr, als ob er den rettenden Gedanken so aus dem ver- dorrten Schädel ziehen wollte, fiel sein Blick auf einen Kontaspiegel, den er erst neulich auf der Konstanzer Messe zum Ture für seine Kunden gekauft hatte, und indem, wie wohl jeder der geneigten Peter weiß, das Gesicht des Hineinguckenden verzerrt, verschoben und vergrößert ausschaut.

Da flog ein Leuchten über sein Antlitz, das nach kurzem Behimmen sich völlig verklärte, und hat wie vorhin verstört auf und ab zu wandeln, legte er sich jetzt schmunzelnd unters Fenster, den Bauern abzuwaschen. Und als seine Theresie herein kam und ihn be- stimmert um den schwe- ren Fall fragen wollte, nahm er sie um die Hüfte, schwenkte sie zweimal herum, gab ihr einen schal- tenden Kuß und sagte: „Liebe Frau, laß nur deinen Fidele machen! Der hat's noch immer wieder zuweg gebracht und wird's heut auch!“

Dann schob er sie zur Thür hinaus, denn der Oberacher mußte bald kommen.

Und er kam auch, ganz wie sonst, mit demselben Schritt, derselben Geste, derselben Miene, kurz der alte Kochbauer, wie die andern Male auch.

Nur der Empfang war anders.

Kaum war er unter die Thüre getreten, als der Fidele erst zurückprallte, dann erschrocken auf ihn zu- rang und bei der Hand faßte: „Im Gottes willen, Kochbauer, wie schaut Ihr aus?“ schrie er.

„Wie ich ausschau?“ fragte der erstaunt und schon in wenig ängstlich gemacht.

„Ja spürt Ihr denn nichts?“ schrie der Fidele noch zger. „Ihr kriegt ja den schönsten hitzig Rotlauf. Schon ganz geschwollen seid Ihr!“

„Den hitzig Rotlauf? ich? ja woher?“ fragte der Bauer noch erstaunter und sein Gesicht brannte ihn schon.

„Ja, da schaut einmal dadrein, in den Spiegel!“ rief der Fidele, sprang danach und hielt ihn dem Bauern vor die Nase.

Der sank entsetzt über sein schon fürchterlich geschwollen Gesicht in den bereit geschobenen Stuhl und starrte den Balbierer an.

„Ja das macht leicht die Luft im Februar, zumal wo die Inzuffullenzia wieder im Land ist!“ erklärte dieser und fuhr tröstend fort: „Und wenn Ihr nicht gleich dazu thut, könnt Ihr in vier Tagen die schönste Leiche sein. Geht man aber gleich dahinter, ist's gar nicht gefährlich, und ich hab' ein ganz neues, ausgezeichnetes Mittel dagegen, direkt von Berlin; 's ist zwar nicht billig, aber es hilft, und weil Ihr's seid, Gewatter, soll's mir auf einen billigen Nachlaß nicht ankommen, Ihr habt mir auch schon manches zuliebe gethan. Haltet nur einmal still und den Kopf hoch!“

Und er legte dem ge- ängstigten Mann ge- schwind ein Senfpflaster auf beide Backen, daß es ordentlich zu brennen an- fing, wie nur der hitzig Rotlauf brennen konnte, packte dann ordentlich Karbolwatte drüber und legte einen festen Wickelverband darum.

„So, und jetzt fahrt gleich heim!“ sagte er dann, „ich will mitgehen in den Sternen und an- spannen lassen. Dabeim legt Ihr Euch zu Bett, bleibt acht Tage drin liegen, trinkt da den Brustthee und schwitz recht. In vier Tagen schau' ich nach und in sechs oder acht, je nach- dem, nehm' ich den Ver- band wieder ab, und ich wett' zehn Napoleon, daß Ihr dann wieder vögelewohl seid!“

Damit nahm er ihn unter den Arm und führte ihn sachte hinaus: um den Finger hätte er ihn wickeln können. —

Am Sonntag über acht Tagen kam der Fidele mit einem Mordsdampf von Oberach zurück.

„Frau!“ sagte er zärtlich auf der Treppe, als ihn die Theres mit Mühe hinaufgängete, „Theres, schau mich an!“

Sie mußte trotz ihrem Ärger lachen: „Was soll ich denn schauen?“ fragte sie.

„Schau mich an und sei stolz auf deinen Fidele. Das eine Säulein ist bezahlt, er hat mir's geschenkt, für die Ku-Kur! Jetzt muß das andre auch noch he-her! Was meinst, A-Alt?“

„Geh, mach, daß du ins Bett kommst, du Spießbub!“ schalt sie freundlich und schob ihn in die Schlafkammer.

Sie war doch stolz auf den Fidele, der das Einseifen so gut verstand, daß sein Handwerk fast doch einen golde- nen Boden hatte, wenn auch nur — Talmi!



„Ja, da schaut einmal dadrein in den Spiegel!“